

btb

Buch

München, zur Zeit der Räterepublik. In der Stadt regiert das Chaos, politische Gruppen streiten um die Vorherrschaft, die Machtverhältnisse ändern sich schneller, als die Zeitungen darüber berichten können. Mitten in den Wirren dieser Tage verschwindet der junge Journalist Meininger und wird bald darauf tot aufgefunden. Inspektor Kajetan, der bei Dienstantritt nie sicher sein kann, ob die bayerische Polizei nicht über Nacht aufgelöst wurde, findet Hinweise, daß Meininger einer brandheißen Geschichte auf der Spur war: Er recherchierte die Hintergründe des Attentats auf Kurt Eisner und kam dabei der Wahrheit wohl zu nahe. Auf den Spuren des ermordeten Journalisten kämpft sich Kajetan nun seinerseits durch die Verschwörungstheorien, die wie Unkraut aus dem Boden schießen. Er sucht Zugang zu den Geheimbünden und Freikorps, die ihre Stützpunkte zum Teil aus München, dem Zentrum revolutionärer Erhebungen, in das Umland verlagert haben. Als Kajetan schließlich fündig wird, gerät er selbst in Lebensgefahr, denn auch die Polizei hat längst ihre politische Unschuld verloren, und jeder Kollege kann sich als Spitzel entpuppen.

Autor

Robert Hültner wurde 1950 im Chiemgau geboren. Er arbeitete unter anderem als Regieassistent, Dramaturg, Regisseur von Kurzfilmen und Dokumentationen. Er reiste mit einem Wanderkino durch kinolose Dörfer und restaurierte historische Filme für das Filmmuseum. Für »Inspektor Kajetan und die Sache Koslowski« wurde der Autor mit dem *Deutschen Krimipreis* ausgezeichnet.

Von Robert Hültner bei btb bereits erschienen:

Walching. Roman (72141)

Die Godin. Roman (72145)

Das schlafende Grab. Roman (73169)

Fluch der wilden Jahre. Roman (73247)

Inspektor Kajetan und die Betrüger. Roman (73420)

Der Hüter der köstlichen Dinge. Roman (73761)

Robert Hültner

Inspektor Kajetan
und die Sache
Koslowski

Roman

btb



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100

Das FSC-zertifizierte Papier *Munken Print* für Taschenbücher aus dem btb Verlag liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

7. Auflage

Taschenbuchausgabe Februar 1998,

btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Copyright © der Originalausgabe 1995 bei Robert Hültner

Die Originalausgabe erschien als Band III der Edition Ulenspiegel im Verlag Georg Simader, Frankfurt am Main

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: SV Bilderdienst

Satz: IBV Satz- und Datentechnik GmbH, Berlin

Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck

SL · Herstellung: BB

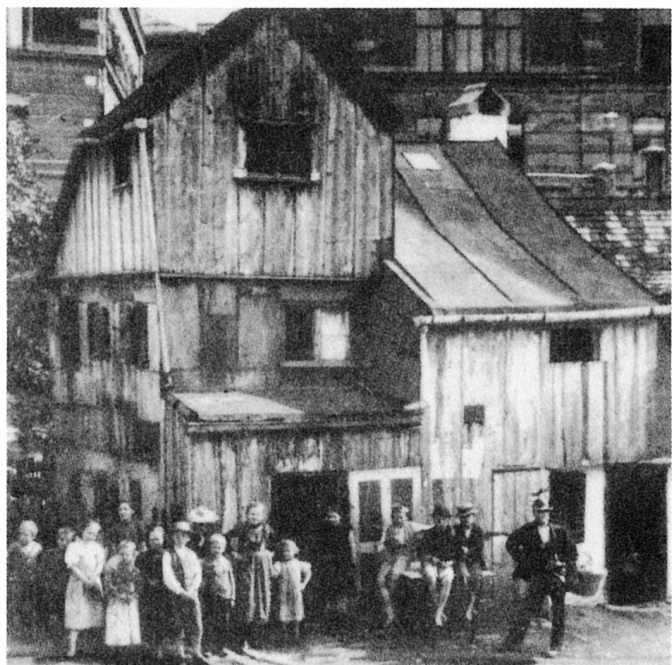
Printed in Germany

ISBN 978-3-442-72144-3

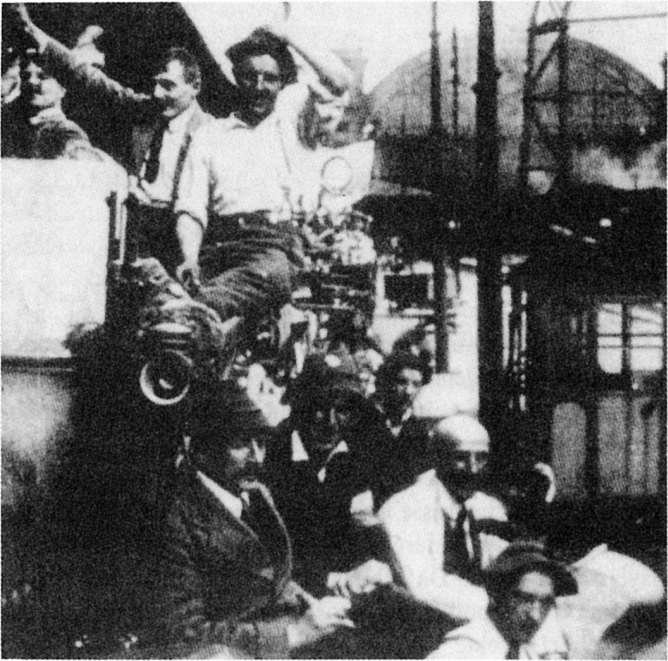
www.btb-verlag.de

». . . wir glauben dir kein Wort, aber hör nicht auf zu erzählen,
weil: eine Gschicht braucht nicht wahr zu sein. Bloß schön.

gehört um 1979 in einem Aschauer Wirtshaus



Dies ist eine Kriminalerzählung. Ist sie für den einen oder die andere hingegen eher eine Liebesgeschichte oder gar – was immer das ist – ein Heimatroman, so mag das auch richtig sein. Nur eines will dieses Buch mit Sicherheit nicht sein: Die historisch-wissenschaftliche, exakte Darstellung der dramatischen Geschehnisse in München zum Ende des 1. Weltkriegs, die unter anderem in die Gründung des Freistaats Bayern mündeten. Da ich weder volkscundlicher Wissenschaftler noch politischer Dokumentarist bin, ist, wie es sich gehört, meine Erzählung erdacht und erfunden. Was natürlich wiederum nicht bedeutet, daß die Kontur einiger Romanpersonen nicht von verschiedenen historischen Vorbildern angeregt worden wäre; den an Geschichte Interessierten wünsche ich viel Vergnügen dabei, aus Figuren und Konstellationen die jeweiligen historischen Grundlagen herauszufiltern. Bei der (teilweisen) Verdeckung verschiedener originaler Personen- und Ortsnamen bin ich bewußt nicht sehr raffiniert vorgegangen. Keinesfalls um eine Erfindung handelt es sich jedoch bei der Feststellung, daß die Ermordung des Gründers der bayerischen Republik bis heute nicht restlos aufgeklärt ist, auch wenn, wie ich zu behaupten wage, dies für die damals Ermittlenden ein Kinderspiel gewesen wäre. Schon bei oberfächlichster Beschäftigung ergeben sich auch noch heute Spuren zu den Hintermännern;



natürlich wiederum nicht bedeutet, daß die Köstler eine

auch *Inspektor Kajetan* wird gar nicht anders können, als auf die Hintergründe dieses Attentats zu stoßen. Die Schauplätze dieser *Inspector-Kajetan*-Geschichte in der wirklichen Geografie zu finden, wird Kennern keine großen Probleme bereiten. Nicht alle, aber einige Bewohner einer bestimmten Region mag außerdem zuversichtlich machen, daß offenbar nicht immer alles so war, wie es sich heute darstellt; woraus natürlich folgt, daß auch nicht alles so bleiben muß, wie es ist. Ich habe allen herzlich zu danken, die mir bei der Recherche und mit Anregungen und Hinweisen geholfen haben.

ROBERT HÜLTNER

1

Der Gewehrlauf zielte auf das Pflaster. Er wippte gemächlich auf und ab, als der Soldat sich in Bewegung setzte und, ohne die Hände aus den Taschen zu nehmen, auf den jungen Mann im abgetragenen dunklen Mantel zuging.

»Was suchst denn da? Da ist heut gesperrt!«

Der Angesprochene fingerte ein Blatt Papier aus einer Tasche, entfaltete es und hielt es sich vor die Brust. Seine Hände zitterten unmerklich.

Der Soldat warf einen Blick darauf, nahm die Zigarette aus dem Mundwinkel und spuckte einen Tabakkrümel aus. Seine Miene verdunkelte sich.

»Von der Zeitung?«

Auf seine Worte hin wandten sich einige Männer des kleinen Trupps republikanischer Soldaten, die den Zugang zum Promenadeplatz bewachten, um.

»Was für einen Dreck wird er denn diesmal wieder zusammenschmieren?« höhnte einer. Die Brust des aufgeregten jungen Mannes hob und senkte sich. Er wurde rot.

»Von mir habts ihr noch keinen Dreck nicht gelesen!« rief er verletzt.

Der erste Soldat winkte ungeduldig ab, trat einen Schritt zur Seite und ließ den Journalisten passieren. »Aber deinen sauberen Kollegen sagst«, rief er ihm drohend hinterher, »daß bald ein anderer Wind weht! Hast gehört?«

Der junge Mann, der sich nun schon in der Mitte der Maffeistraße befand, antwortete nicht mehr. Er war in Eile. In wenigen Minuten sollte die Sitzung des neuen Landtags beginnen. Die Wahlen vor einigen Wochen hatten der Partei des Präsidenten eine verheerende Niederlage zugefügt, und alle Welt fragte sich, wie dieser darauf reagieren würde.

Doch so neugierig der junge Journalist darauf war, sowenig war das in Wirklichkeit der Grund, warum er der Sitzung des Parlaments beiwohnen wollte. Er hoffte vielmehr, dabei etwas zu erfahren, was für sein eigentliches Vorhaben nützlich wäre. Was es genau sein würde, wußte er nicht. Noch war er dabei, einige widersprüchliche Informationen zu ordnen, und noch war er längst nicht in der Lage, die vermuteten Zusammenhänge zu beweisen. Das konnte jedoch nicht mehr lange dauern. Der junge Journalist fühlte, wie sein Herz heftiger pochte.

Vor ihm öffnete sich der Promenadeplatz. Noch stand die Sonne schräg hinter den Dächern; über dem schwarzen, feuchten Pflaster dampften Nebelschleier. Im Westen fingen herrschaftliche Fassaden erste Sonnenstrahlen ein und blinkten durch den dünnen Dunst. Ein frühlingshafter Tag kündigte sich an. Kein Wind war zu spüren. Die Luft roch nach dem Rauch vieler Herdfeuer.

Der langgestreckte Platz war nahezu menschenleer. Gelegentliche Rufe der Soldaten, die das Regierungsviertel absperren, durchbrachen die Stille. Schleppenden Schrittes gingen zwei ärmlich gekleidete Männer mit gesenkten Köpfen an den Wachen des Außenministeriums vorbei, und im Windfang des Eingangs eines Bankgebäudes hatte ein Mann, die Schultern fröstelnd hochgezogen und seine Hände in die Taschen seines Wintermantels vergraben, Zuflucht gefunden.

Eine Bewegung lenkte den Blick des Journalisten auf sich. Aus dem Portal des Montgelas-Palais, das noch im morgendlichen Schatten lag, hatte sich eine Gruppe gelöst: Drei Zivil

tragende Männer, die von zwei Bewaffneten begleitet wurden, von denen einer vor, der andere hinter der kleinen Gruppe ging.

Der Beobachter blieb stehen. Er fixierte den Mann in der Mitte. Das also war der Präsident? Der Journalist hatte ihn noch nie von Angesicht zu Angesicht gesehen; er kannte sein Äußeres nur von einigen Postkarten, auf denen er als vergeistigter Gelehrter, als eine Melange aus Doktor Faustus und einem leicht an der Welt verzweifelnden, etwas verschlampften Poeten abgebildet war.

Der Mann jedoch, der sich nun mit gemessenen, kräftigen Schritten auf ihn zubewegte, wirkte anders. Eine ruhige Würde, eine patriarchale Gelassenheit ging von ihm aus, und die Belastungen, denen er in den vergangenen Monaten und Tagen ausgesetzt gewesen sein mußte, waren ihm nicht anzusehen. Anders als seine Begleiter, deren Blicke zu Boden gerichtet waren und dann wieder unruhig über die toten Fassaden des Regierungsviertels wanderten, drückte seine Miene eine eigentümliche, beinahe sarkastische Heiterkeit aus.

Ja, er würde heute vor den Abgeordneten seinen Rücktritt erklären. Diejenigen, die in den vergangenen Monaten gegen ihn zu Felde gezogen waren, würden nun beweisen müssen, daß sie mit den Problemen der jungen Republik besser fertig würden – und sie würden scheitern, die biedereren Mehrheitssozialisten ebenso wie die Radikalen. Der Mißerfolg seiner Gegner würde ihm schließlich recht geben und den Weg ebnen für die Ideen, für die er sein ganzes Leben lang gekämpft hatte. Sein Rücktritt würde ihm Zeit zum Atemholen geben, zum Nachdenken. Der überraschende Erfolg des Umsturzes vor wenigen Monaten hatte es bisher kaum zugelassen. Und da waren schließlich auch seine Frau und seine kleine Tochter, die er liebte und die nicht nur darunter gelitten hatten, daß sich in den vergangenen Monaten Beleidigungen und Morddrohungen gehäuft hatten.

Wärme dehnte sich über den Platz. Aus einem Loch im Maschengitter huschte eine Ratte. Sie schnupperte erregt, verschwand dann aber, von den knallenden Tritten der nahenden Gruppe aufgeschreckt, wieder im Keller des Bankgebäudes.

Nun bog der kleine Trupp in die Promenadestraße ein. Als wollte er zur Eile drängen, beschleunigte einer der beiden Bewaffneten seinen Schritt. Er überholte die Politiker und setzte sich an die Spitze der Gruppe.

Der Präsident sah auf. Die Sonne war gestiegen.

Er fühlte nichts als einen silbernen Schmerz im Nacken und hatte schon jedes Bewußtsein verloren, als er auf das Pflaster fiel.

2

Die Riemerischen waren bei den meisten Hallbergern bereits vergessen, als das letzte Familienmitglied in der Düsternis einer geschlossenen Anstalt verstorben war. Die Geschichte dieser Familie war schließlich auch keine besondere. Was diese so vernichtend getroffen hatte, geschah auch anderen und geschah zu oft in jenen Jahren, als daß die Tragödie einzelner noch wahrgenommen werden konnte. Haushalten mußte ein jeder mit seinem Mitleiden, nicht zu oft, nicht zu tief durfte man sich erschüttern lassen in diesen Zeiten nach dem großen Krieg.

In Vergessenheit geriet das Schicksal der Riemerischen aber auch deshalb, weil dabei vieles so eigenartig, so verstörend verlief und sich nicht mehr einfügen wollte in das, was bisher von den Dingen des Lebens bekannt war.

So wäre es nach all der Zeit auch schwer, den Ort zu finden, an dem einmal das Gehöft der Riemerischen stand. Nichts in diesem abgeschiedenen, wüst verbüschten Teil des Hallberger Hochlandes markiert mehr die Stelle, und wer sich, nach

mühevollen Studium alter Kataster, danach auf die Suche machen würde, fände am bezeichneten Ort nur noch mürbes Unterholz, hohes Kraut über moosigem Grund, wenige kniehohe, von Immergrün und Unkraut überwucherte, von Wurzelwerk gesprengte Mauerreste und, weitab vom nervösen Lärm des Perthenzeller Tals, einen dunklen, toten Frieden.

Sind sie wieder so recht verloren in den rasch dahineilenden Zeiten, dann erdichten sich die Städter gern ein Bild des Bauern, der seit Jahrhunderten in angestammter Scholle verwurzelt sei. Obgleich es natürlich Höfe gab, die seit Jahrhunderten im Besitz einer Familie waren, so traf dies für die Riemerischen genausowenig wie für die meisten der anderen Bauern des Hallberger Hochlandes zu. Viel häufiger geschah es, daß Gebäude und Ländereien wieder und wieder ihre Besitzer wechselten. Da genügte es, wenn ein tödliches Unglück den Bauern aus der Arbeit riß und sich die Witwe nicht sofort wieder verheiraten konnte. In jedem Winter passierten schreckliche Unfälle beim Holzschlag; unverständiges Hantieren mit dem erst um die Jahrhundertwende eingeführten elektrischen Strom rafften Männer wie Frauen dahin, und eine für die Bergregion absurd hohe Zahl der Bewohner fand den Tod durch Ertrinken.

Es genügte jedoch auch bereits, wenn der Hoferbe dem Alkohol ergeben war oder einfach nur schlecht wirtschaftete und sich zu hoch verschuldete. Konnte der heimatliche Hof vor einer Versteigerung bewahrt werden, so waren Verkauf und Abwanderung die letzte Möglichkeit, der völligen Verarmung zu entgehen. Nicht wenige waren in den vergangenen Jahrzehnten aufgebrochen, um jenseits des Ozeans ein neues Leben zu beginnen. Ihnen fiel der Abschied nicht sonderlich schwer. Entschlossen schnürten sie den Packwagen und schlugen zornig auf das Zugtier ein. Dann weinten und lachten sie und sahen nicht mehr zurück.

Freilich finden sich die von der Arbeit in die Landschaft gra-

vierten Spuren auch in den Seelen der Menschen, und natürlich gibt es sie, diese in Traum und Gemüt geflochtene Bindung an den Ort der Kindheit. Doch nichts Mythisches ist daran, nichts Geheimnisvolles, keine gleichsam in die Körper getränkte, ins Blut übergegangene Erdverwurzelung. Für das Entstehen dieser oft so leichtmütig abgeworfenen Bindung waren auch keineswegs Jahrhunderte nötig. Wenige Jahre, in denen die Menschen der Erde ihr Überleben abtrotzen mußten, genügte dafür. Und schließlich beginnen sie ihn auf seltsame Weise zu lieben, diesen schweigenden, mächtigen Widerpart, der in einem Jahreslauf reiche Ernten auf sonnenbeschienenen, fett aufbrechenden Äckern schenkt, im nächsten in gleicher Gelassenheit heulende Unwetter, zu Tal dröhnende Muren und alles erstickende Winter mit sich führt.

Zu den schlichten Werkzeugen, mit deren Hilfe dieser kraftzehrende Kampf bestanden werden kann, gehört auch ein mit allen Nachbarn geknüpftes haltbares Netz gegenseitigen Beistands. Nichts mit Moral, allein mit praktischer Vernunft hat dies zu tun, und bei allen Konflikten wird ein wärmendes Ritual daraus gewonnen, dessen gelegentlich ungeschlachte Deutlichkeit weit entfernt von allem ist, was in den Städten oft an leerer Höflichkeit zelebriert wird. Und auch wenn prunkvolle Kulte dem zu widersprechen scheinen, hatte dies nichts mit Religion zu tun. Die Riten der römischen Kirche wurden nur benutzt, war diese doch klug genug, althergebrachte Mythen zu bemänteln. Und sie wurden ebenso ignoriert, wenn sich ihre Lehren zu sehr gegen das Leben sperrten. So war es nicht nur bei den Hallberger Bauern der gute Brauch, daß die Männer beim sonntäglichen Kirchgang erst nach der Predigt in ihre Stühle traten, und so fiel es auch nur den Bigotten ein, eine junge Magd bloß deswegen schief anzuschauen, weil sie ein lediges Kind geboren hatte. Allseits wurde befunden, daß es schließlich Schlechteres gab, was einem ansonsten fleißigen jungen Mädchen nachgesagt werden konnte.

Längst vergessen ist auch, wie die Riemerischen ins Land kamen. Von den Hallberger Alten würde sich nur noch der Steinhauser-Vater bei einer sonntäglichen Schale Kaffee, seinen köstlich stinkenden Landtabak genießend, daran erinnern können, und auch er war damals erst ein Bub, wie in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts ein zweitgeborener Sohn aus der Weißbacher Gegend das abgelegene, bereits sehr heruntergekommene Riemerlehen mit etwas glücklichem Erbgeld, den wenigen Ersparnissen seiner Frau und wagemutig eingegangenen Verschuldungen erworben hatte. Kaum waren die Güsse des späten Frühjahrs vorüber, begann er mit der Instandsetzung des Hofgebäudes.

Der alte Steinhauser würde vielleicht auch noch davon sprechen, daß es dabei zu einer Begebenheit gekommen war, über welche die Riemerischen später nur noch nach eindringlicher Aufforderung reden wollten.

Als nämlich einer der vom Wurm bereits zerfressenen und von Feuchtigkeit angegriffenen Balken aus der Kaminmauer gelöst wurde, fiel eine senkrecht eingelassene Kalksteinplatte zu Boden. Sie gab den Blick auf eine schmale, handbreite Öffnung frei, welche in eine kleine Höhlung im Innern der Mauer führte. Der Bauer geriet sogleich in Aufregung, hatte man doch hier und dort von diesen geheimen Verstecken gehört, in denen die Leute in früheren Zeiten ihre bescheidenen Reichtümer gegen Diebe oder marodierende Soldaten sicherten. Doch in der Nische fand sich nichts als ein von Ungeziefer nahezu zerfressenes, an einigen Stellen von kalkigem Sickerwasser bereits mineralisiertes Buch.

Der Gemeindepfarrer, dem dieses in ehrfürchtiger Scheu überbracht wurde, verlor darüber augenblicklich seine väterliche Fasson. In hohem Bogen warf er das Buch in das Herdfeuer und kam am nächsten Tag gar zum Entsetzen der Riemerischen und im Gefolge zweier verständnislos dreinblickender Ministranten in vollem Ornat und mit in tiefste Besorgnis

gefurchtem Gesicht, um Satan dem noch unfertigen Riemerlehen auszusegnen. Seiner undeutlichen, in viele lateinische Begriffe gekleideten Erklärung glaubten zwei der auswärtigen Zimmerer entnehmen zu können, daß es sich bei dem rätselhaften Fund um eine Bibel der Lutherischen gehandelt haben mußte, die vor vielen Jahren aus dem Perthenzeller Land vertrieben worden waren.

Um so mehr würde der alte Steinhauser bestätigen können, daß die Zuzügler in der Gnotschaft, wie die Hallberger ihre Gemeinde nannten, bald gut gelitten waren. Ihr Fleiß, ihre rechtschaffene Art wurden anerkannt, ihre fröhliche Lebenszugewandtheit gerne genossen. Der Riemer, dieser Name wurde alsbald auf die neuen Bewohner des Lehens übertragen, spreizte sich nicht lange, wenn bescheidene Festivitäten das Arbeitsjahr unterbrachen, und auch die Riemerin lachte gern, tanzte gern und gut und in aller Ehr.

Nicht mit allen waren die Riemerischen Freund. Doch jedem Schandmaul, das Ungutes bei ihnen entdeckt haben wollte, wurde spätestens dann hart über die dumme Red gefahren, als jeder den Riemer nach dem Brand des Steinhauslehens gesehen hatte. Ohne viel Worte hatte der Bauer eine große Fuhre Bauholz, das für einen Anbau am Riemerlehen vorgesehen war, herangezogen. »Wann geht's auf?« hatte er den Dank der noch ganz verzagten Nachbarn abgewehrt.

Kein Streit, den es auch bei den Riemerischen gelegentlich gab, dauerte lange. Bauer und Bäuerin gefielen sich schließlich immer wieder, wirtschafteten trotz aller Schuldenlast gut und gingen in bedächtiger Liebe miteinander um. Der erste Sohn wurde der Riemerin geboren, als das Haus gerade fertig war. Die Bäuerin hatte zuvor wie ein Mannsbild mitgewerkt, und so ließ ihr die Erschöpfung der vorangegangenen Monate die Geburt schwer werden. In den folgenden Jahren starben zwei weitere Kinder wenige Tage nach der Geburt, bis die Riemerin mehr als ein halbes Jahrzehnt, nachdem ihr erster

Sohn das Licht der Welt erblickt hatte, Zwillingen das Leben schenkte. Die größte Not der ersten Jahre war zu jener Zeit bereits vorüber und ließ die beiden überleben, obwohl das Mädchen bereits bei der Geburt einen anfälligen Eindruck gemacht hatte. Im Gegensatz zu seinem Bruder, der zu einem kräftigen Buben heranwuchs, wurde es des öfteren von schweren Erkrankungen heimgesucht. Die leichte, fast unauffällige körperliche Behinderung, die sich daraus entwickelte, wurde jedoch als eine Art göttlicher Beschluß hingenommen, und das Mädchen wurde mit gleicher Liebe und Fürsorge erzogen, wie sie auch den Söhnen zuteil wurde. So lächelte sie lieb und wollte nichts verstehen, als sie am ersten Schultag wegen ihres leichten Hinkens verspottet wurde, und hielt sich weiter an die heitere Wärme ihres Elternhauses.

Gegen Ende des Jahrhunderts wendete sich die Lage der Hallberger spürbar zum Besseren. Begüterte Sommerfrischler fanden sich ein und zeigten sich von der Schönheit des Perthenzeller Oberlandes begeistert. Mehr und mehr Bauern räumten in den Sommermonaten ihre Kammern, boten sie den Touristen als Unterkunft an und schufen sich damit ein gutes Zubrot. Die dramatische Schönheit des Götschenmassivs und des Totkönigs zogen wagemutige Alpinisten an, und der Ruhm bislang für unmöglich gehaltener Gipfelbesteigungen drang in die Städte vor. Ein Hallberger Gasthof, den eine tüchtige und weltläufige Frau aus dem Unterland erworben hatte, wurde zum Treffpunkt stadtmüder Künstler.

Diejenigen unter ihnen, die es sich leisten konnten, begannen damit, sich in der Umgebung Feriensitze zu errichten; Akademiker und Fabrikanten folgten ihrem Beispiel. Die Preise für Boden und Gebäude stiegen binnen weniger Jahre an, und schon bald war es für die Einheimischen schwer geworden, sich auf dem Hallberg niederzulassen.

Unter den gelegentlichen Besuchern war auch ein Baron von Bottendorf. Nachdem er von der Wirtin des Gasthofs er-

fahren hatte, daß die Villa eines sächsischen Fabrikanten zu einem passablen Preis zum Verkauf stand, hatte er sie erworben. Was sein Beruf war, konnten die Hallberger nicht in Erfahrung bringen. Als Ingenieur hatte er sich eintragen lassen; oft war er auf Reisen, dann wieder sah man ihn über Monate.

In der Gnotschaft wußte man nicht recht, wie mit ihm und den anderen Städtern umzugehen sei. »Fremde« wurden sie genannt, man behandelte sie mit distanzierter, scheuer Höflichkeit, was diese zu Unrecht als Zeichen des von ihnen beanspruchten Respekts deuteten. So mochten es die Dörfler nicht sonderlich, wenn, wie es gelegentlich geschah, der Baron von Bottendorf bei ihnen auftauchte, unaufgefordert auf der Hausbank Platz nahm und das Gespräch suchte. Er bemerkte nicht, daß er dabei die Leute von der Arbeit abhielt, daß man ihn eben reden ließ und ihm nur aus Höflichkeit zustimmte, wenn er mit blasiertem Eifer und ins Nichts gewandtem Gesicht seine Kenntnisse vortrug. Man glaubte ihm vor allem nicht, wenn er von seinem Respekt gegenüber dem, wie er es nannte, einfachen Volk redete. Herumgesprochen hatte sich nämlich längst, wie der noble Herr mit seinen Arbeitern und Zugehfrauen umsprang. Noch weniger verstanden wurde er, wenn er diese seltsame Hochachtung mit allerlei Redereien vom mystischen Urgrund des Landvolkes begründete. Nichts war diesem jedoch unwichtiger als zu erfahren, ob man von Germanen, Romanen oder sonstigen in der Geschichte untergegangenen Völkern abstammte. Das Vergangene war düster, war schwer, und der Blick galt nur dem Morgen. Die Leute befanden auch, daß »Blut« und »Boden« nicht ein, sondern zwei durchaus zu unterscheidende Dinge sind. Hingegen stimmte man ihm zu, wenn der Herr Baron das Stadtleben als durch und durch entsittlicht bezeichnete. Die Städter, redete er sich dann in Eifer, seien von Gier verseucht und vom Wohlstand verweichlicht. Als er jedoch einmal von schmerzvoller, entbehrungsbereiter Erfahrung schwadronierte, welche allein

das Volk kurieren könne, hatte sich der junge Angerer verächtlich vom Tisch erhoben, seine Krücke gepackt und sich wortlos entfernt. Die anderen dachten daran, wie gern der Baron wechselnden weiblichen Besuch in seiner Villa empfing und wie er erst kürzlich, nachdem er sich einen harmlosen Holzsplitter in den Handballen gezogen hatte, in hysterischer Angst vor einer Blutvergiftung nach dem Arzt rufen ließ.

Die Riemerischen, deren Gehöft etwas abseits vom Zentrum der Gnotschaft lag, kümmerten diese Debatten wenig. Nüchtern steuerte die Familie durch die Zeiten; die Welt und die Torheiten in den Tälern schienen weit. Die Kinder waren herangewachsen. Keine Frage war, daß der älteste Sohn Josef das Lehen einmal übernehmen würde. So hatten die Eltern auch nichts dagegen einzuwenden, als der zweitgeborene Sohn eine Anstellung bei der Eisenbahn im Tal fand. An der Tochter hatte eine wohlhabende Dame aus München Gefallen gefunden und sie als Hausgehilfin mit in die Stadt genommen. Die Bäuerin hatte sich anfangs hart dagegen gestemmt, bis sie sich schließlich überzeugen ließ. Ihre Tochter nicht mehr um sich zu haben, bekümmerte die Eltern mehr, als sie es zugeben wollten. Immer seltener kamen Briefe, über die der Bauer einmal feixte, daß die Riemerischen doch eine seltsame Rass' seien, weil sie, je weiter sie weg seien, desto liebere Worte fänden.

Nach etwa einem Jahr schrieb das Mädchen, daß mit der noblen Madam kein gutes Schaffen sei und sie deswegen die Stelle gewechselt habe. Jetzt habe sie es besser, aber hie und da sei sie recht allein und habe eine Sehnsucht, wisse aber nicht wonach. Die Eltern tranken die Traurigkeit ihres Kindes wie bitteren Most.

Die Dummköpfe waren bereits betrunken, lärmten jauchzend und mit blöden Visagen durch die Gnotschaft, als der Riemer bedächtig den Brief öffnete, in dem sich die Einberufung seiner beiden Söhne befand. Unschlüssig hielt er das amtliche Schreiben in seiner Hand. Er wich dem bösen Blick seiner Frau aus. Sie wußte längst, was der Brief zu bedeuten hatte. »Der Kaiser ruft . . .«, sagte der Bauer, und es klang eher wie eine Frage. Sie schwieg.

Bereits wenige Monate nach Kriegsausbruch überbrachte ein Bote die Nachricht vom Tod des ältesten Sohnes. Die Riemerischen, würde der alte Steinhauser dazu sagen, haben allerweil eine Vorsicht geübt. Sie waren auf alles gefaßt. Aber nicht darauf, nicht auf dieses Unglück.

Es war die Bäuerin, welche den Brief, von dem sie bereits beim Anblick des Überbringers wußte, was er enthielt, entgegengenommen hatte. Sie hetzte stumm durch alle Kammern, als suchte sie nach etwas Verlorenem. Der noch ahnungslose Bauer saß währenddessen in guter Laune am Dengelstein vor dem Tor zum Tenn und fragte, als er den seltsamen Rumor vernahm, was für ein Teufel sie denn wieder reiten würde.

Sie trat aus dem Haus, atmete heftig, wollte auf ihn zustürzen, doch blieb, etwa zehn Meter von ihm entfernt, plötzlich wie versteinert stehen.

Der Bauer verstand sofort. Er hörte auf zu atmen. Dann beugte sich sein Körper wie im Krampf. Schnappend riß er den Mund auf, als müßte er ersticken. Ein lautes, tierhaftes, tief ins Innere der Brust gezogenes Schluchzen rührte aus seiner Kehle. Dann, endlich, kamen Tränen. Alle Stärke war aus dem Riemer gewichen. Verzweifelt wie ein Kind weinte er um seinen Sohn. Die Bäuerin wollte ihn umarmen, doch sie spürte nichts als einen entsetzlichen, fremden Zorn.

In diesen Jahren war jedem in der Gnotschaft mit untrüglicher, geheimnisvoller Gewißheit klar, wen es als nächsten treffen würde. So war die Steinhauserin die erste, die zögernd die Stube betrat und mit einem Blick wußte, daß ihr Gefühl sie nicht getäuscht hatte. Tröstend umfing sie die Bäuerin, drückte sie fest an sich und weinte mir ihr. Der Bauer stand weich und still in der Tür.

Nein, sagte die Riemerin leise, ich glaube dir nicht, daß es weitergeht, und bloß noch tot möcht ich sein, bloß noch tot.

Noch war Hans im Feld. Doch auch von ihm blieben im zweiten Kriegsjahr plötzlich die Briefe aus. Es war bereits später Frühling, als auf dem Kamm der niedrigen Anhöhe, welche die Senke des Riemerlehens vom Dorf Hallberg trennte, der Gemeindebote auftauchte. An der höchsten Stelle hielt er an, stieg vom Rad, wischte sich den Schweiß von der Stirn und stand für Sekunden als schwarzer Schnitt vor dem wolken schweren Himmel.

Die Riemerin hatte ihn längst entdeckt. Zuerst hatte sie unmäßige Kälte verspürt. Anschließend dröhnte ein betäubendes Pochen hinter ihrer Stirn, das von lauten hämmernden Herzschlägen durchbrochen wurde und zuletzt einer kühlen Betäubung gewichen war. Die Bäuerin richtete sich auf und schüttelte ungläubig den Kopf.

Dann löste sie entschlossen die Schleife ihrer Schürze und stapfte dem Ankömmling entgegen. Tränen quollen aus ihren Augen, je näher sie dem Grund der Senke kam, auf den sich nun auch der Bote zubewegte. Schließlich raffte sie den Rock und begann zu laufen.

Der Riemer hatte sich währenddessen in der Stube aufgehalten. Als er einen unterdrückten Ruf und polternde Flucht gehört hatte, war er ahnungsvoll vor das Haus getreten. Der Weg mußte längst wieder aufgeschottert werden, schoß es ihm durch sein benommenes Gehirn, als er den Boten im Senkengrund schlingernd anhalten und vom Rad

steigen sah. Nun, so wußte er, würde der Bote, wie er es immer tat, das Fahrrad an seine Hüfte lehnen, sich zu seiner Tasche wenden und ihr einen Brief entnehmen. Die Bäuerin würde ihm das Kuvert aus den Händen reißen, es öffnen und überfliegen. Der Bote würde dabei zu Boden sehen und ihr dann die Hand reichen, um ihr sein Beileid zu bekunden. Der Riemer wollte fliehen. Er hob seine Hände und bedeckte seine Augen.

Dann stand die Bäuerin vor ihm. Mit leichtem Druck schob sie die starren Finger vom Gesicht des Riemers. Sie umarmte ihn. Was sie in jungen Jahren manchmal getan hatte, wenn am frühen Sonntag eine gelbe Morgensonne wieder einen herrlichen Sommertag versprach, tat sie jetzt. Sie nahm zärtlich sein Gesicht in ihre Hände und flüsterte, daß sie mit ihm tanzen wolle. Der Bub lebe.

Doch die Knie des Bauern gaben nach. Er schniefte und kniff seine Augen zusammen. Sie umfaßte seine Hüften und lächelte.

»Geh, du Hirsch«, sagte sie weich, und ihr alt gewordenes Gesicht glänzte voller Frieden, »muß ich dich epper halten?«

Dann verließ sie ihn.

Noch stand der Riemer wie benommen vor der Tür, als er das dumpfe Poltern vernahm. Er kannte alle Geräusche, die das Haus und die darin lebenden Menschen und Tiere machten. Dieses kannte er nicht. Als er in die Stube trat, fand er seine Frau am Boden liegend. Sie atmete bereits nicht mehr.

Das sei nun einmal so bei den Eckerischen, meinten ihre Verwandten bei der Beerdigung, das wisse man schon, daß ein starkes Herz keiner von denen hat.

Den Riemer hatte zunächst eine unwirkliche Ruhe davor bewahrt, das Geschehene zu begreifen. Als er seine Frau voll Bedacht auf die Liegebank bettete, fiel der Brief aus ihrer Hand. Er hob ihn auf.

Hans hatte geschrieben. Verwundet sei er worden, zum

Glück nicht schlimm, alle Glieder seien noch heil, er müsse halt noch einige Wochen im Lazarett zubringen und könne dann für immer heimkehren. Seine Schrift jedoch war häßlich, und er hatte Worte von entsetzlicher Zärtlichkeit, die er zuvor nie ausgesprochen hatte, hinzugefügt. Das hatte die Riemerin gelesen und sogleich gewußt, daß ihrem Sohn schreckliche Dinge widerfahren sein mußten, und das hatte ihr das Herz endgültig gebrochen.

Bei der Beerdigung, an der fast die gesamte Gnotschaft teilnahm, sahen die Hallberger erschüttert, daß den Riemer jeder Lebensmut verlassen hatte. Mit seiner Tochter, die aus München gekommen war, stand er verstört am Friedhofstor, als die Trauergemeinde an beiden vorbeischnitt und ihnen ihr Beileid aussprach. Während die zu Tränen bewegten Steinhäuserischen seine Hände ergriffen und wieder und wieder stammelten, wie schad, wie unendlich schad es um die Bäuerin sei, sah der Riemer wie abwesend an ihnen vorbei. Auch den Blick der Tochter fand niemand. Schön sei sie geworden, stellte man fest. Mit bleichem Gesicht und steinern aufgerichtet, schien sich ihr schmaler Körper wie im Zorn gegen die Erde zu stemmen, in die man ihre Mutter soeben gebettet hatte. Den Leichenschmaus verließen beide bald.

Sie blieb einige Wochen bei ihrem Vater, überlegte gar, ob sie nicht wieder nach Hallberg ziehen sollte. Doch das Haus ihrer Kindheit gab es nicht mehr; alles hatte sich verfärbt, war dunkel, klamm, stinkend und stumm geworden. Sie wurde unglücklich. Der Vater bemerkte es mit Bitterkeit. Er wurde mürrisch, suchte durch Streit ihre Nähe, nannte sie ungeschickt, rief ein ums andre Mal aus, daß alles gut werden würde, wenn nur endlich Hans wieder anpacken würde, und gab ihr schließlich zu verstehen, daß sie ihn allein lassen solle. Sie ahnte, daß er log, und beschloß, noch die Ankunft des Bruders abzuwarten, um dann in die Stadt zurückzukehren. Doch Hans kam nicht. Seine Genesung, schrieb er,